

Abgrundserfahrungsdichtung - Sprachgitter - Aufbruchserfahrungsglück

Ein Lyriker der seinen Leser*innen begegnen will

Paul Celan ging es immer, so schreibt Hans Mayer in seinen Erinnerungen an ihn, um die *Schwierigkeit der poetischen Kreation. (...) Seine Problematik hatte (...) mit Sprache* zu tun. Sein Selbstverständnis sei dem von Gottfried Benn geradezu entgegengesetzt. Bei Benn bleibe am Ende, als Lyriker *gezeichnet zu sein und zum Ausdruckszwang verurteilt* – ‚die Leere und das gezeichnete Ich‘ lautet die Formulierung in seinem späten Gedicht *Nur zwei Dinge*. Für seine Dichtung sei so, nach seinem Verständnis zugleich etwas Monologisches kennzeichnend. Für Celan hingegen sei das Gedicht *Ansprache*. Er wollte gerade nicht dunkel sein, sondern *so klar und genau wie möglich (...) im Gedicht. Für ihn war alles verständlich: nur wurde beim Verstehen viel vorausgesetzt*.

In Celans Rede aus Anlass der Verleihung des Büchner-Preises, so Hans Mayer, sei es zunächst genau um diese Entgegensetzung zu Gottfried Benn gegangen – und danach um eine *Meditation über die Substanz seiner eigenen Dichtung*. Celan sei sich selbstverständlich über *die Fragwürdigkeit der Kunst, der Sprache, dichterischer Kommunikation* im klaren gewesen, Aber er habe auf der *Notwendigkeit* beharrt, *mit Hilfe der Dichtung, unter größter Anstrengung, dennoch Kommunikation herstellen zu wollen*. Mayer zitiert ihn aus seiner Darmstädter Rede mit den Worten:

Das Gedicht wird –unter welchen Bedingungen! Zum Gedicht eines – immer noch – Wahrnehmenden, dem Erscheinenden Zugewandten, dieses Erscheinende Befragenden und Ansprechenden; es wird Gespräch – oft ist es verzweifeltes Gespräch.

Allerdings, Celan will in seinen Gedichten nie privates ausbreiten. Es geht um Verallgemeinerungen, Objektivierungen aus dem persönlich Erfahrenen heraus. Darüber sucht er den Dialog und wahrt zugleich persönliche Distanz. Doch *er meinte zuletzt in ganz Deutschland keine Resonanz mehr finden* zu können, so Wolfgang Emmerich am Schluss seiner Celan-Biographie, und er gilt *heute als der bedeutendste Lyriker deutscher Sprache seit 1945*, so deren erster Satz. Emmerichs beeindruckender Biographie habe ich viele Hinweise auf andere Autoren entnommen, die ich für diesen Essay heranziehe – neben der kommentierten Gesamtausgabe seiner Gedichte, seinem Briefwechsel mit Ingeborg Bachmann sowie dem Essay von Hans Mayer, aus dem ich eben schon zitiert habe.

Den Anforderungen an das Gedicht als Aufforderung zur Begegnung im Gespräch – vom Dichter aus durch die Abgründe seiner persönlichen Erfahrungen in der *Nacht des 20. Jahrhunderts* hindurch - suchte Celan auch durch die Wahl seiner ästhetischen Mittel zu entsprechen. Emmerich hat das in seiner Analyse der *Todesfuge* herausgearbeitet, die er dem Gedicht *Er* von Immanuel Weißglas gegenüberstellt. Es

entstand 1944. Celan und Weißglas kannten sich aus dem rumänischen Gymnasium in Cernowitz, und Weißglas' Gedicht *weist auf der Motivebene frappierende Ähnlichkeiten mit der ‚Todesfuge‘ auf*. Beide verarbeiten eben die gleich abgründige Wirklichkeit, die sie erfahren mussten. Doch während Weißglas ein *durch und durch konventionelles Gedicht* geschrieben hat, hat Celan eben diese eingehaltenen Konventionen sehr bewusst gesprengt. Der an *einer einzigen Stelle eingebaute Endreim* (*‚Der Tod ist ein Meister aus Deutschland sein Auge ist blau / er trifft dich mit bleierner Kugel er trifft dich genau‘*) sei als Absage an *den deutschen, den schmerzlichen Reim* zu deuten, der künftig, *als allzu schmerzlich zu meiden ist*. Und das sei vielleicht das eigentliche Thema der Todesfuge: *Sie unterstellt den Deutschen eine doppelte Meisterschaft, die in der Kunst und die im Töten*. Ganz nahe bei Weimar liegt Buchenwald. Allerdings: die in der literarischen Öffentlichkeit Deutschlands begeisterte Aufnahme von Celans Lyrikband *Mohn und Gedächtnis*. mit der *Todesfuge* als darin herausragendem Gedicht, belegt, wie Emmrich detailliert zeigt, dass Celans Gedichte zumeist *aus einer fatalen Perspektive gelesen wurden*. Sie galten ihren Rezensenten, allen voran die Todesfuge,

als ästhetische „Bewältigung“ und „Überwindung“ der Greuel von Auschwitz, mit der man sich, auch als Deutscher aus der Tätergeneration, identifizieren konnte, was am Ende sogar noch einen Genuß dieses Gedichts möglich machte.

Für seine damaligen literarisch interessierten Leser*innen war die Begegnung mit diesem großen Lyriker deutscher Sprache offenkundig schwierig. Man befand sich eben noch mitten in der Zeit einer, allerdings kaum vermeidbaren Reaktivierung der Expertise vieler vormals aktiver und überzeugter Täter aus der Zeit der Naziherrschaft, der Verdrängungen, der Arbeitswut des Wiederaufbaus und eines gerade Fahrt aufnehmenden ‚Wirtschaftswunders‘. Der Blick war, von den Schrecken einer noch nicht sehr fernen Vergangenheit abgewendet, ganz nach vorne gerichtet.

Ein Essay als Ergebnis der Begegnung

Hans Mayer muss Paul Celan gut gekannt haben. Das wird aus seinen Erinnerungen ersichtlich. Er berichtet von etlichen Begegnungen, von Gesprächen und Briefen. Unter den vier Lesungen, bei denen er zugegen war, war die vorletzte 1968 eine vor seinen Studenten in Hannover. Mein Studium der neueren deutschen Literaturwissenschaften dort begann erst am Ende dieses Jahres. Paul Celan begegnete ich also damals nicht – und Hans Mayer während meines Hauptstudiums schon bald nicht mehr. Die Schriftsteller, die damals für mich in den ersten vier Semestern prägend wurden, waren andere: Heinrich von Kleist, Friedrich Hölderlin, Georg Büchner, Heinrich Heine, Ernst Toller, Alfred Döblin, Bert Brecht, Wolfgang Koeppen und Günter Grass sind da wohl die wichtigsten Namen aus der Zeit meiner ersten vier Semester. Aber ich war als ‚später 68er‘ auch schon früh auf dem Weg, von den Literatur- zu den Politikwissenschaften – und ich wollte darüber zum politischen Engagement gelangen. Ich könnte heute nicht sicher sagen, ob mir schon damals die Lyriker unter

den Schriftstellern wichtiger gewesen sind. Jedenfalls aber hat mich Lyrik stark berührt, bis mich mein damaliger Aufbruch in eine ganz andere Richtung ziehen ließ. Und in diesem Aufbruch war Paul Celan für mich, in den Worten, die Erich Fried 1954 gefunden hat, *kein politischer Mensch*, wenn auch nach seinen persönlichen Erfahrungen der Abgründe der ‚Nacht des Jahrhunderts‘ zutiefst *zeitnah* und *zeitverbunden*. Ich kannte die *Todesfuge*. Ich nahm sie ernst, aber sie machte mich damals nicht neugierig auf den Dichter und sein Werk. Erst nach sehr vielen Jahren empirischer Arbeitsforschung und arbeitspolitischen Engagements wurden Schriftsteller*innen mir wieder sehr wichtig, erst lesend und zunehmend dann auch schreibend. Zunächst geschah das eher literaturwissenschaftlich über sie, dann auch literarisch, angeregt durch sie. Und so manche Schriftsteller kamen neu hinzu. Literatur wurde für mich zu einer weiteren, neu (wieder)entdeckten Form der Bewältigung von sozialer Wirklichkeit.

Warum hole ich hier so weit aus? Es geht mir ganz generell um Motive und somit im Ausgang literarischer oder auch wissenschaftlicher Praxis um unsere immer höchst subjektiven Perspektiven auf die soziale Wirklichkeit. Und es geht mir um meine Motive in einer kulturrevolutionär ‚aufgebrochenen‘ Zeit, in der für mich für kurze Zeit auch die Literatur als eine ganz eigene Wirklichkeit wichtig geworden ist. Ich möchte darauf abheben, dass wir alle über solche subjektiven Perspektiven unseren jeweiligen Weltbezug herstellen. Und selbstverständlich hatten das auch die Dichter getan, die mich damals intensiv zu interessieren begannen, insbesondere auch weil sie alle in meinem Schulunterricht allenfalls ganz am Rande aufgetaucht waren. Als Lesern gelingt es uns dann vielleicht, von den Werken der uns interessierenden Dichter aus - und in der Auseinandersetzung mit der sozialen Wirklichkeit, in der uns einzelne Ereignisse ‚anstößig‘ zum Denken geworden sind - zu neuen Einsichten zu gelangen, zu Erweiterungen unserer jeweiligen Ausgangsperspektive, zu eher objektivierten Erkenntnissen. Und so erschließt sich uns später im Blick zurück, wie Einzelne, seien es nun Wissenschaftler, Philosophen oder Dichter, die Gegenstände ihrer Arbeit gefunden und sich mit ihnen auseinandergesetzt haben und weshalb es dann ganz bestimmte unter ihnen sind, auf die wir unsere Aufmerksamkeit richten.

Schriftsteller, das folgt aus dem eben Gesagten, schreiben immer auch über sich selbst, und es mag sein, dass gerade in der Lyrik als der wohl am höchsten ‚verdichteten‘ Form des Schreibens - also im lyrischen Ich des einen oder anderen Gedichts, und bei manchen Dichter*innen in besonders vielen ihrer Gedichte – die Subjektivität des Schreibenden besonders klar sichtbar wird. Bei einer Erzählung oder einem längeren Roman entfalten deren Figuren demgegenüber mit dem literarisch gestalteten Gegenstand, um den es dem jeweiligen Autor zu tun ist, ein mehr oder weniger ausgeprägtes Eigenleben. Der Schreibende kann so gewissermaßen hinter der Oberfläche seiner Erzählung eher verborgen bleiben, obgleich er in oder zwischen den Zeilen immer auch präsent bleibt. Der Lyriker Paul Celan hat wohl mit gutem Grund gesagt, es gebe kein Gedicht von ihm, das nicht autobiographische Bezüge beinhalte. *Leben und Dichten fallen für ihn zusammen*. Wie Hans Mayer schreibt, und *alles ist immerdar anwesend. Es gibt keine Vergangenheit*.

Für die diesem Dichter immer gegenwärtige Vergangenheit, die er im punktuellen Hier und Jetzt seiner Gedichte immer wieder neu vergegenwärtigt, gilt: sie ist auch heute eine Vergangenheit, die nicht vergeht. Günter Grass hat einmal gesagt, er habe in seiner Pariser Zeit von Paul Celan gelernt, dass Auschwitz nicht vergeht. Was Celan dichterisch gestaltet, geht mich also an – nicht allein deshalb, weil die Zeit, in der er sich mit seiner ganzen dichterischen Existenz um das Gespräch mit anderen bemüht hat, schon frühe selbst erlebte Zeit gewesen ist. Ich setze mich also nun mit ihm und seinem Werk auseinander; und die literarische Form des Essays ist für mich höchst angemessen, um heute meine erst späte wirkliche Begegnung mit Paul Celans Dichtung zu verarbeiten. Denn mit einem Essay wendet sich dessen Autor ja nicht nur einem jeweiligen Gegenstand zu, um ihn, wie das Wort besagt, gleichsam tastend und probierend zu erfassen, ihm möglichst nahe zu kommen. Im Essay geht es vielmehr immer zugleich darum, darüber nachzudenken, was die intensive Beschäftigung mit einem Gegenstand, dem man seine besondere Aufmerksamkeit zugewandt hat, der einem so begegnen kann, mit einem selbst macht. Nicht nur der Ausgangspunkt, von dem der Autor eines Essays sich seinem Gegenstand annähert, ist also immer auch höchst subjektiv bestimmt. Auch im Ergebnis seiner Arbeit kommt er, unter anderem, wieder bei sich selbst an.

Persönliche Erfahrungen im übergreifenden Prozess – wir machen unsere Geschichte immer als Teil eines subjektiv-objektiv geprägten Prozesses

Ebenso wie sich uns als Lesenden subjektive Perspektiven erschließen, wenn wir uns angesprochen fühlen, begegnen wir allen Dichter*innen aus den gleichen Gründen höchst unterschiedlich. Wir bringen sozusagen unsere jeweiligen Perspektiven mit, die ihren literarischen Texten zunächst einmal ihre jeweilige Bedeutung für uns zuweisen. Lassen wir uns auf sie ein und begegnen sie uns so wirklich, kann es dann geschehen, dass sich unsere Perspektive erweitert. Meine literarische Begegnung mit Paul Celan war aufgrund meiner Perspektive in den Aufbruchsjahren nach 1968 lange Zeit eher flüchtig. Gewiss, ich kannte, wie schon erwähnt, die berühmte *Todesfuge* – und von ihr hatte ich mich angesprochen gefühlt. Sie war mir nicht dunkel. Aber ich habe mich in keiner Weise mit deren Rezeption im frühen Nachkriegsdeutschland auseinandergesetzt, und ich habe als damals eher flüchtiger Leser bei weitem nicht alle in diesem Gedicht von dessen Dichter gestalteten Bezüge wirklich verstanden, Ich wusste auch nicht, dass er dieses Gedicht, das 1954 erstmals veröffentlicht worden ist, bereits 1944 geschrieben hat. Wohl aber habe ich gespürt, dass mich von den hier verarbeiteten persönlichen Erfahrungen eine Welt trennte.

Hier schreibt einer *unter dem Neigungswinkel seiner Existenz*. ‚verdichtet‘ seine zutiefst traumatischen Erfahrungen, schreibt eine Lyrik, von der Erich Fried zutreffend gesagt hat, sie sei *der tiefste Ausdruck, den ich kenne, für den Zusammenstoß zwischen den großen uralten Bildern der menschlichen Seele, der menschlichen Phantasie, und den Katastrophen der Gegenwart*. Dichtend ging es ihm darum, wie sein Freund Edmond Jabès geschrieben hat, *seinen Henkern im Namen der Sprache, die*

sie mit ihm teilen, (zu) trotzen und sie auf die Knie zu zwingen. In Celans eigenen Worten, zitiert aus seiner *Bremer Rede* im Jahr 1958:

Sie, die Sprache, blieb unverloren, ja trotz allem. Aber sie musste nun hindurchgehen durch ihre eigenen Antwortlosigkeiten, hindurchgehen durch furchtbares Verstummen, hindurchgehen durch die tausend Finsternisse todbringender Rede. Sie ging hindurch und gab keine Worte her für das, was geschah; aber sie ging durch dieses Geschehen. Ging hindurch und durfte wieder zutage treten „angereichert“ von all dem.

In seiner *unverlorenen* Sprache schreibend hat er so versucht, selbst in die Welt zurückzufinden, die *erst jenseits der Kastanien ist*. Mit diesen Worten beginnt das erste Gedicht *Drüben* aus dem ersten von ihm veröffentlichten Gedichtband *Sand aus den Urnen*. Das Gedicht wurde wohl schon 1940 geschrieben, also noch ehe die Nationalsozialisten die UdSSR überfallen und ehe sie Czernowitz und dessen Kultur für immer ausgelöscht haben. Ingeborg Bachmann zitiert dies *jenseits der Kastanien* im Sommer 1949, noch im Blick auf eine Fortsetzung ihrer intensiven Beziehung mit Paul Celan, in einem frühen Brief nach ihrer Begegnung in Wien 1948. Hinter diesem Gedicht steht also noch die Erwartung seines Autors, ganz anders aus der Welt seiner Kindheit und Jugend herauszukommen. Czernowitz, das war die Hauptstadt der Bukowina. *Klein-Wien* wurde die Hauptstadt des Kronlands der Habsburger vormals genannt. Nach 1918 war sie Teil des Königreichs Rumänien, 1940 für kurze Zeit russisch. Es war, wie Emmerich schreibt, *eine hochkultivierte, wahrhaft europäische Stadt, in der die deutsch-jüdische Symbiose – wenn irgendwo überhaupt – für ein knappes Jahrhundert gelungen war*. Viele mir wichtige Intellektuelle, etwa Manes Sperber, Wilhelm Reich, Jakob Moneta, die mir in der Zeit meines Aufbruchs, und dann auch später wieder, eher begegnet sind, stammen aus diesem Kulturraum. Er ist in den 1940er Jahren nahezu vollständig ausgelöscht worden. Für Paul Celan wird und bleibt das danach immer die schwarze *Erinnerungswunde*.

Prägend werden für den Dichter, der gegen Ende der 1930er Jahre mit Liebeslyrik zu dichten begonnen hatte, seine existenziell zutiefst erschütternden, traumatischen Erfahrungen mit der Verfolgung und Ermordung der Juden durch die nationalsozialistischen Besatzer. Dem Überlebensschuld-Syndrom gegenüber den im KZ ermordeten Eltern wird er sein Leben lang ausgesetzt bleiben. Er leidet immer wieder an Depressionen. Etwa ein Jahr wird er in seiner späteren Pariser Zeit in psychiatrischen Kliniken verbringen müssen – tief getroffen von den ersten öffentlichen Reaktionen auf die Plagiatsvorwürfe der Witwe Yvan Golls im Jahr 1960. Er hat sie, so Wolfgang Emmerich, als ein *Kesseltreiben* und den Versuch erlebt, *ihn geistig auszulöschen*. Die Plagiatsaffäre habe so *zu einer bleibenden Beschädigung seiner Psyche und seines Lebenswillens* geführt. Die Verleihung des Büchner-Preises im Oktober 1960 hat er in einem Brief an seinen frühen Freund und Förderer Maguel Sperber als *Alibi* angesehen, um ihn hernach *umso besser heruntermachen zu können*. *Täglich muss ich in meine Abgründe hinab*, hat er gegen Ende seines Lebens einmal gesagt. Und ebenfalls zu dieser Zeit schrieb er einem Freund, er habe in seinen Gedichten *ein Äußerstes an menschlicher Erfahrung in dieser unserer Zeit eingebracht*. *So paradox das auch klingen mag: gerade das hält mich auch*. Doch diese *Heilung, die vom*

Schreiben ausging, genügte nicht, hat nicht genügt, so Henri Michaux 1970, dessen Gedichte Celan einige Jahre zuvor ins Deutsche übersetzt hatte. Doch Gedichte zu schreiben, war eben viel mehr als die persönliche Bewältigung gegenwärtiger Vergangenheit. Celan hat seine dichterische Existenz gelebt. Und seine Gedichte sollen Begegnungen im Hier und Jetzt ermöglichen. Dazu aber müssen wirklich *heutige* Gedichte für ihn durch die individuellen und kollektiven Erfahrungen der jüngsten Geschichte und Gegenwart geprägt sein. In seiner Darmstädter Rede sagt er, unmittelbar im Anschluss an die Kennzeichnung des Gedichts als Gespräch, *oft (...) verzweifeltes Gespräch*:

Erst im Raum dieses Gesprächs konstituiert sich das Angesprochene, versammelt es sich um das es ansprechende und nennende Ich. Aber in diese Gegenwart bringt das Angesprochene und durch Nennung gleichsam zum Du gewordene auch sein Anderssein mit. Noch im Hier und Jetzt des Gedichts – das Gedicht hat ja immer nur diese eine, einmalige, punktuelle Gegenwart – noch in dieser Unmittelbarkeit und Nähe lässt es das ihm, dem Anderen, Eigenste mitsprechen: dessen Zeit.

Versucht man sich aus diesem Blickwinkel auf seine tiefsten Intentionen und sein Verständnis der eigenen dichterischen Lebenspraxis, das Ergebnis seiner Bemühungen um Begegnung – und das heißt dann auch Anerkennung - als deutschsprachiger Dichter in Deutschland zu vergegenwärtigen, so sieht man ein von Ernüchterung und Enttäuschungen geprägtes Bild. Am Ende der fünfundzwanzig Nachkriegsjahre, der *bleiernen Zeit* der ersten Nachkriegsjahrzehnte, meinte Celan, in Deutschland nie Resonanz erzeugen zu können. Ende Mai 1952 ist er bei seinem ersten Besuch in Deutschland seit 1938 von Hans Werner Richter zur Gruppe 47 eingeladen worden. Aus vier Briefen, Bachmanns an Celan, geschrieben zwischen Ende 1951 und Anfang Mai 1952 kann man ersehen, wie sehr sie – selbst noch als junge Lyrikerin im Kampf um Selbstbehauptung und Anerkennung - damit Erwartungen für seinen literarischen Durchbruch verbindet. Sie hofft darauf, *dass sich nun alles zum Besseren wenden (muss)*. Celan, der sich in ihrem Briefwechsel weder vor noch in den ersten Jahren nach dem Treffen dazu äußert, begegnet so im Mai 1952 deutschen Schriftstellern der ersten Nachkriegsgeneration, jungen Männern ganz überwiegend, die durch ihre Kriegserfahrungen geprägt worden sind. Emmerich spricht von *existenziell unterschiedlichen Erfahrungen* auf beiden Seiten, die viel wichtiger gewesen seien als die Verschiedenheiten der ästhetischen Orientierungen und des Geschmacks. Es war ein *Unterschied in dem, was man von der Nazivergangenheit erinnern wollte – oder musste. Das jüdische Schicksal, der Massenmord an den Juden wurde von den 47ern lange mit Schweigen übergangen*. Sein Vortrag der *Todesfuge* stieß auf Unverständnis, Irritation, sogar Gelächter. Celan wurde in den folgenden zehn Jahren von Richter noch fünfmal eingeladen, kam aber nie mehr.

Achtzehn Jahre später, am 20. März 1970, einen Monat vor seinem Freitod, reiste er ein letztes Mal nach Deutschland. Auf einer großen Hölderlinfeier in Stuttgart – der zweihundertste Geburtstag dieses anderen, zu Lebzeiten weithin noch sehr viel mehr verkannten großen Lyrikers wurde begangen - las er aus neuen, unveröffentlichten Gedichten. Emmerich spricht verallgemeinernd von *Erfahrungen der Unachtsamkeit*

*und Gleichgültigkeit gegenüber seiner Dichtung auf dieser Deutschlandreise und schreibt dann weiter: Dass es gerade Hölderlin-Gelehrte waren, die seinen Gedichten mit Ignoranz begegneten, musste ihn tief kränken, denn auch er musste sich immer wieder in anderen Erfahren, Resonanz für sich und seine Gedichte spüren. blieb sie aus, fühlte er sich leer und nichtig. (...) Geistige Annihilation, wie (...) in Stuttgart sei für ihn einer Leugnung seiner Dichterindividualität gleichgekommen. Hans Mayer kommt in einer Analyse des dort vorgetragenen Hölderlin-Gedichts *Tübingen Jänner* zu dem Schluss:*

Hier haben wir beides vereint in einem Gedicht. Sprechen und Verstummen der Dichter. Celans Gedicht handelt vom Dichter und der Dichtung in dieser Zeit. Es bezeichnet die Fallhöhe von Hölderlin zu Celan, die nicht als Dimensionsunterschied der Talente verstanden werden sollte, sondern als eine der Möglichkeiten, Geschehenes, Erinnertes, Verstandenes zur Sprache zu bringen. Ein Gedicht von der Dichtung, von der Sprache und dem progressiven Verstummen.

Botschaften von *Prometheus in der Hölle*

Albert Camus spricht in seinem kurzen Prosatext *Prometheus in der Hölle* davon, dass er und die jungen Menschen seiner Generation 1939 vor den Höllentoren aufmarschiert, durch sie hindurch in die Hölle gezogen und danach – der Text stammt aus der Mitte der 1950er Jahre – nie wieder herausgekommen seien. Auch Camus dichtete bereits, ehe er durch sein Höllentor geschritten ist – er ist etwa zehn Jahre älter als Celan. In der Spanne zwischen der *Hochzeit des Lichts* und der *Rückkehr nach Tipasa* ist unter anderem zu finden, wie er als Schriftsteller diesen Höllensmarsch verarbeitet hat. Aber es sind doch zutiefst unterschiedliche Erfahrungen, die er und Celan in den *finsternen Zeiten*, den Kriegsjahren, der Zeit deutscher Besatzung und mörderischer Verfolgung, bis hin zum Ende der *Nacht des Jahrhunderts* gemacht haben. Camus hat diese Jahre im von den Deutschen besetzten Frankreich erlebt, konnte aktiv sein im Französischen Widerstand – und er hat ein anderes, ganz persönliches „Höllentor“ schon vorher durchschreiten müssen. An Tuberkulose zu erkranken war in den 1930er Jahren bitter. Es dürfte ihn schon in sehr frühen Jahren in zutiefst existenzieller Weise mit der Erfahrung seiner Endlichkeit konfrontiert und für die Philosophie Friedrich Nietzsches noch einmal in besonderer Weise ‚aufgeschlossen‘ gemacht haben. Dass ihn seine proletarische Herkunft geprägt und er die nie vergessen hat, hat dann den Weg zu seinem Linksnietzscheanismus gebahnt.

Bei Paul Celan hingegen mündete eine im Vergleich eher unbeschwerte Jugend abrupt in den Terror der Nationalsozialisten und in den Holocaust, dem seine Eltern zum Opfer fielen, Er überlebte, zutiefst traumatisiert. Die Hölle, aus der er über sein ganzes späteres Leben hinweg nie mehr herauskam, war für ihn eine andere. Gewiss, der *unendlich empfindliche* Dichter, so Mayer, hat ins Leben zurückgefunden – über die Stationen in Bukarest, das kurze halbe Exil in Wien und dann das in Paris, über sein Dichten, über die *nach teilweise tiefgreifenden Störungen immer wieder* aufgenommene Liebes- und später Freundschaftsbeziehung zu Ingeborg Bachmann,

seine Ehe mit Gisèle Celan-Lestrange Er war als Dichter produktiv und hatte zahlreiche Freundschaften. Doch seine intensiven Liebesbeziehungen waren wohl nie wirklich stabil. Sein Satz, er müsse *täglich in seine Abgründe hinab*, wurde ja schon zitiert, auf seine psychischen Erkrankungen verwiesen. Er hat dagegen an seine dichterische Existenz gelebt, solange er dies vermochte. In seinem Denken war auch er schon früh, spätestens seit den Pariser Jahren, durch existenzielle Philosophie geprägt. Nicht nur von Friedrich Nietzsche, auch von Martin Heidegger war er stark beeindruckt – so sehr, dass er nicht nur wichtige seiner Werke in den frühen 1950er Jahren sorgfältig gelesen hat. Ingeborg Bachmann wird mit ihm schon in der gemeinsamen Wiener Zeit 1948 über ihn gesprochen haben. Sie hat damals über Heidegger promoviert, und in ihren Briefwechseln ist er 1959 ein Thema, zu dem sie sich im Wesentlichen einig sind. Aus einem Brief Celans ist allerdings ersichtlich, dass dessen Sicht auf Heidegger in der Kontinuität seiner seit dem Auftakt mit seiner Einladung zur Gruppe 47 im Frühjahr 1952 zutiefst skeptisch-kritischen Bewertung seiner Rezeption im Nachkriegsdeutschland zu sehen ist. Er sei, so schreibt er in einem Brief vom August 1959, *sicherlich der Letzte, der über die Freiburger Rektoratsrede und Heideggers Nähe zum Nationalsozialismus hinwegsehen könne*. Doch nach seinen *konkreten Erfahrungen mit (...) patentierten Antinazis* unter den Mitgliedern der Gruppe 47 sei ihm *derjenige, der an seinen Verfehlungen würgt, der nicht so tut, als hätte er nie gefehlt, der den Makel, der an ihm haftet, nicht kaschiert, besser als derjenige, der sich in seiner seinerzeitigen Unbescholtenheit (die zudem zu hinterfragen bleibe) (...) auf das bequemste und einträglichste eingerichtet hat*.

Celan hat Heidegger persönlich später zwei Mal getroffen, nach einer Lesung in Freiburg im Juli 1967 sogar auf dessen Einladung hin einen Tag mit ihm auf der Hütte auf dem Todtnauberg verbracht. All dies obgleich ihm Heideggers *massives Engagement für die Nazis bekannt* gewesen ist, so Emmerich. Er wusste freilich auch, dass Heidegger seine Gedichte gelesen und hoch geschätzt hat. Emmerich meint, dass wohl auch Heideggers Sprache für Celan anziehend gewesen sei. Auch habe er eine große Nähe zu *dessen Vorliebe für (...) die Hölderlin-Linie der deutschen Poesie* verspürt. Auf der anderen Seite sei ihm aber wohl nie wirklich bewusst gewesen, dass ihn und Heidegger dessen *A-humanismus, sein Verzicht auf eine Ethik, sein tatsächlich jenseits von ‚Gut und Böse‘ angesiedeltes Philosophieren* radikal getrennt habe. So habe er, wie aus seiner Eintragung im Todtnauer Gästebuch zu entnehmen ist und wie er seiner Frau Giesèl Celan-Lestrange geschrieben hat, *auf eines Denkenden / kommendes / Wort / im Herzen* noch hoffen können.

Mithin wäre auch diese Episode ein Beleg für beides: für Celans fortwährendes Bemühen um Begegnung, als Dichter mittels seiner Dichtung - Heidegger hat er sein Gedicht *Todtnauberg*, später in *Lichtzwang* veröffentlicht, sogar zugeschickt – und für die Schwierigkeit, Celan wirklich zu begegnen. Im Falle Heideggers war die Unmöglichkeit wirklicher Begegnung durch dessen gewiss große Philosophie, und zugleich eben auch deren Fragwürdigkeit versperrt. Darum geht es hier aber nicht. Wichtig ist mir an dieser Stelle die philosophisch existenzielle Weltsicht Celans – und dann vielleicht auch die Überlegung, dass zwischen ihr und der philosophisch ganz anders

fundierten Sicht Hölderlins, des wohl berühmtesten aller deutschen Lyriker, ein bemerkenswerter Bezug zu finden ist. Es geht mir also um Celans Nähe zu dem engen Jugendfreund Georg Wilhelm Friedrich Hegels, der am Beginn seines Denkens und Dichtens einer ganz anderen, geradezu entgegengesetzten, höchst geschichtswirksamen philosophischen Denkrichtung verpflichtet, ja für deren Entstehen bedeutsam gewesen ist.

Hans Mayer, selbst durch den Hegel-Marxismus stark beeinflusst, verweist in seinen Erinnerungen an Paul Celan auf ein Zitat aus einem Gedicht des russischen Lyrikers (und Selbstmörders) Sergej Jessenin, das der Dichter ihm in ein ihm 1962 zugeeignetes Exemplar der von ihm angefertigten Übersetzung hineingeschrieben hat. Es lautet: *...Manchem dacht ich nach, da sich nichts regte, / manches hab ich mir zum Lied gefügt. / Erde unwirsch: dass ich war und lebte, / dass ich atmen durfte, - es genügt.* Das ist existenziell geschrieben. Das entspricht unserem heutigen Weltgefühl – und Mayer schreibt sicherlich zu recht: *Hier sprach Paul Celan von sich selbst und mit den Worten von Sergei Jessenin.* Das Problem der Zufälligkeit – und für Celan der Fragwürdigkeit – des eigenen Überlebens des Holocaust scheint in den von ihm zitierten vier Zeilen mit anzuklingen. Das Problem des Selbstmords hat Celan seit 1945 stetig beschäftigt, schreibt Emmerich, und Mayer zitiert diese Zueignung gegen Ende seiner Erinnerungen an Paul Celan im engen Bezug zu dessen Selbstmord.

Friedrich Hölderlin, der nach der *Hälfte des Lebens* in geistige Umnachtung versank, verstummte auf andere Weise und aus anderen Gründen. Das Ende seiner persönlichen und politischen Träume, vor allem der Hoffnung, seine Dichterexistenz als Dichter großer revolutionär umwälzender gesellschaftlicher Prozesse verwirklichen zu können – Träume die die Repräsentanten der *Hölderlin-Linie der deutschen Poesie* beharrlich ignoriert haben -, war ein anderes. Doch nicht so anders als die Hans Mayer zugeeigneten vier Zeilen kann man die die ersten und die Schlusszeilen aus Hölderlins Gedicht *An die Parzen* deuten. Hölderlin hat gedichtet:

Nur einen Sommer gönnt, ihr Gewaltigen! / Und einen Herbst zu reifem Gesange mir (...) Willkommen dann, o Stille der Schattenwelt! Zufrieden bin ich, wenn auch mein Saitenspiel / mich nicht hinab geleitet; Einmal / Lebt ich, wie Götter, und mehr bedarfs nicht.

Hier wie dort geht es um die Verwirklichung der dichterischen Existenz, darum, dass ein Leben als Mensch und als Dichter für beide nicht zu trennen ist – und unbeschadet des emphatischen Anrufens der Parzen, klingt selbst bei dem in seiner Jugend zutiefst pietistisch-religiös geprägten Hölderlin, der mit dem gemeinsam mit Hegel und Schelling verfassten *ersten Systemprogramm des deutschen Idealismus* am Beginn einer in die Form der Philosophie gebrachten Art von Religion steht, so etwas wie ein existenzialistisches Motiv an. Zugleich aber wird der Abgrund zwischen beiden erkennbar: Friedrich Hölderlin will mit seinem *reifen Gesang* Philosophie sinnlich machen und gerade als Dichter eine entscheidende Rolle für den Aufbruch in ein *neues glückliches Jahrhundert* spielen, auf das er am Jahresende 1799 in einem Brief an den Bruder zuversichtlich hofft. Paul Celan sieht sich 150 Jahre später im

Blick zurück auf das finsterste und grausamste Geschehen der *Nacht des zwanzigsten Jahrhunderts* und angesichts der persönlichen, ihm immer gegenwärtigen Erfahrungen damit, vor einer ganz anderen Herausforderung. Er will eben den Abgrund sichtbar machen, den die jüngste Geschichte aufgerissen hat, und angesichts dessen Weimar und Buchenwald für ihn so nahe beieinander liegen – vielleicht als erste Voraussetzung dafür, ihn überbrücken zu können.

Celan hat den tiefsten Punkt der gescheiterten Hoffnungen der französischen und europäischen Aufklärung als unmittelbare, persönlich erschütternde Erfahrung erlebt – das wovon Hannah Arendt in ihrem Gaus Interview gesagt hat, dass es *nie hätte geschehen dürfen* und vor dessen Wiederholung uns nach ihrer Überzeugung nicht einfach *das Wunder der Politik*, gemäß ihrem Verständnis von Politik als Raum der Freiheit, bewahren kann, sondern wozu es vor allem der stetigen *Erinnerung* bedürfe. Um diese Erinnerung geht es im Werk Celans. Sie wird darin vergegenwärtigt. Zugleich blickt er auf unsere Menschenwelt im Bewusstsein der *Absurdität* unserer Existenz, um an dieser Stelle die Formulierung Albert Camus zu wählen. Aber er tut dies immer noch im schärfsten Gegensatz zu Gottfried Benn. Es gibt am Ende nicht nur die „*Zwei Dinge*. Unser Leben ist für ihn kein, sozusagen kulturell erweitertes Naturgeschehen, in dem dann vielleicht hie und da große Kunst erratisch dastehen könnte. Er sucht die Begegnung mit Menschen, gegen alle verheerenden Erfahrungen an. Es gibt für ihn in unserer Menschenwelt kein Vakuum. Solange ihm seine dichterische Existenz möglich ist, ist trotz aller furchtbaren Erfahrungen *nichts verloren*. Mayer zitiert dazu aus dem Gedicht *Engführung: Also / stehen noch Tempel. Ein / Stern / hat wohl noch Licht / Nichts / nichts ist verloren*.

Die schier unendliche Leere des Universums ist für unsere menschliche und Celans dichterische Existenz schlicht peripher, eine *ontologische Provinz* wie der Philosoph Markus Gabriel in seiner grundlegenden Kritik unseres heute so prägenden naturwissenschaftlichen Weltbildes etwas polemisch schreibt. Sie ist vielmehr ein Sinnfeld von vielen in unserer menschlichen Lebenswelt, in der es um unseren Austausch von (Be)Deutungen und Meinungen geht, darum einander zu begegnen. Hans Mayer kommt in seinen Erinnerungen, vielleicht nicht ganz so pointiert, zu eben dieser Einschätzung beim Nachdenken über eine Widmung, die ihm Celan in ein Exemplar seiner *Sprachgitter* geschrieben hat. Es handelt sich um ein Zitat Heraklits und es lautet: *Es gibt nichts als die Atome und den leeren Raum; alles andere ist Meinung*. Die Widmung habe ihm zum tieferen Verständnis des letzten Gedichtes aus Celans *Engführung* verholfen. Er zitiert dann aus Celans Gedicht: *Orkane / Orkane, von je, / Partikelgestöbere, das andere, / du / weißt ja, wir / lasens im Buche, war / Meinung*. Für Mayer stellt das Gedicht in einer Art *Kreisbewegung*, beginnend und endend mit dem Blick auf Auschwitz, eine *Verknüpfung des Vergangenen, Gegenwärtigen und Futuristischen* her. *Aber im Zeichen des Todes*. Auschwitz steht auch als Zeichen für die Drohung der *totalen Vernichtung der Menschheit*. Statt der Absage an Poesie ist Celans Gedicht eine Absage gegenüber einer Literatur, *worin Auschwitz als Schock nicht enthalten ist*.

Für Celan war *Engführung (...)* ein einziges Gedicht die einzelnen Partien aneinander anschließend, zitiert Barbara Wiedemann in ihrem Kommentar Celans Vermerk auf dem Umbruch zu der Veröffentlichung von *Sprachgitter*. Das ist, so ihr weiterer Kommentar, in den Worten Celans *um der Menschen willen, also gegen alles Leere und Atomisierung geschrieben*. Dieser Austausch und die Freiheit unserer Meinungen im Raum der Politik ist gleichermaßen Hannah Arendt ein zentrales Anliegen. Er ist eine Voraussetzung dafür, dass wir Menschen, so wie sie das dargelegt und gewissermaßen zu ihrem ‚kategorischen Imperativ‘ gemacht hat, zu denkenden und handelnden Wesen werden können. Celan mag die deutsche Jüdin und spätere amerikanische Staatsbürgerin Hannah Arendt nicht gekannt haben. Ihrem Denken ist das seine verwandt. In einem ganz präzise bestimmten Sinne ist es daher, wie seine dichterische Existenz und sein Werk auch, dann doch auch politisch.

Die Schwierigkeit einer wirklichen Begegnung – Schlussbemerkungen

Als ich mich 2019 daran gemacht habe, meine Annäherungen an Friedrich Hölderlin in Lyrik und Prosa zu versuchen, gehörte schon einiger Mut dazu. Einen Essay über diesen wohl bedeutendsten deutschen Lyriker zu schreiben, mochte noch angehen. Immerhin verfüge ich ja über eine gewisse literaturwissenschaftliche Professionalität. Sich ihm aber mit eigener Lyrik und mit kürzeren Prosatexten anzunähern, war etwas anderes. Immerhin aber kam mir hier einiges zu Hilfe. Hölderlin ist mir nach etwa fünfzig Jahren von Neuem begegnet.- und das nicht nur als Dichter, sondern auch als Philosoph, der am Beginn des deutschen Idealismus, den sein enger Jugendfreund Hegel später ausgearbeitet hat, eine wichtige Rolle spielt. Ich hatte mich also fünfzig Jahre zuvor schon einmal intensiv mit ihm auseinandergesetzt. Und philosophisch hatte ich, nach dem Ende meiner Erwerbstätigkeit, schon seit einigen Jahren zu den Anfängen der Französischen und europäischen Aufklärung gearbeitet. Vor allem aber kam hinzu, dass ich *den Abstand der Zeit als eine positive und produktive Möglichkeit des Verstehens* erkennen und nutzen konnte. Denn er ist, wie Hans Georg Gadamer geschrieben hat, *nicht ein gähnender Abgrund, sondern ist ausgefüllt durch die Kontinuität des Herkommens und der Tradition, in deren Lichte uns alle Überlieferung sich zeigt*. Mich beschäftigten also die Anfänge unseres demokratischen Projekts der Moderne im Hinblick auf die heutigen Herausforderungen. Mir schien absehbar, dass dieses Projekt zum Einsatz neuer großer sozialer Konflikte werden würde. Es war deshalb wichtig, sich dieser Kontinuität zu vergewissern, um sie zu bewahren und weiter entwickeln zu können. Das wäre dann sozusagen Arbeit in und an *unserer kleinen menschlichen Ewigkeit*, um nochmals Hannah Arendt zu zitieren. Über etwa ein halbes Jahr hinweg habe ich mich also in seine Werke und Briefe und einen nicht geringen Teil der Literatur über Hölderlin vertieft. Und ich habe mich auseinander-gesetzt mit seinen philosophisch wie literarisch leidenschaftlichen Arbeiten, die auch ein Teil der Anfänge jenes Denkens gewesen sind, das mich in meinen Aufbruchsjahren aus der *bleiern Zeit* der ersten beiden Jahrzehnte der Bundesrepublik Deutschland bewegt hat.

Das aber ist hier völlig anders. Bei Celans Dichtung begegne ich, wenn ich mich heute wirklich in sie vertiefe, einer Abgrunderfahrungsichtung, die halbwegs angemessen nachzuvollziehen viel erfordert. Noch die wiederholte sorgfältige Lektüre seiner Gedichte in der von Barbara Wiedemann herausgegebenen kommentierten Gesamtausgabe lässt den Leser bisweilen fragend zurück. Zwar geht es in Celans Gedichten um eine historische Katastrophe, die mit meinem früheren Aufbruchserfahrungsglück im deutschen Adenauerstaat geschichtlich untrennbar verknüpft ist. Aber der Dichter hat in seinen *Gedichten ein Äußerstes an Erfahrung in dieser unserer Zeit eingebracht*. Und gerade das hielt ihn auch, wie er drei Monate vor seinem Freitod an den Freund Gustl Chomed in Czernowitz geschrieben hat und wie vorne schon zitiert. Ich hatte nach 1968 bei meiner ersten flüchtigen und nicht wirklichen Begegnung mit seiner Dichtung meine Erfahrungen erst noch zu machen. Ich war, empört über verdrängte Wahrheiten, in einem Aufbruch begriffen, in dem es mir um analytisch zu begreifende Erklärungen ging - z. B. mit Klaus Theweleits *Männerphantasien*, in denen ich damals noch einiges von der Welt meines früh verstorbenen Vaters zu finden hoffte, der noch zu der Stahlgewittergeneration des ersten Weltkrieges gehört hatte. Ich setzte mich ab, symbolisch, von dem Hof niedersächsischer Großbauern, an dessen Scheune ein Runenzeichen prangte und bei dem über den Eingangsstufen zu einer langgezogenen Diele ein Dachbalken mit einem gefährlich-dummen völkischen Zitat von dem Mann stand, *der spielt mit den Schlangen*. Es hatte in den ersten Nachkriegsjahren unter den Kohlen im Keller gelegen, ehe es neu angebracht worden ist – von einem Onkel, den ich nie kennenlernte und der die schwarze Uniform mit dem Totenkopf getragen hatte. Ein wirklicher Täter also, zu denen mein Vater nicht gerechnet hatte. In der Zeit meiner frühen Kindheit war dieser Hof für mich glücklich prägend. Oft lief ich, von all solchem Wissen unbeschwert, unter dem Dachbalken hindurch.

Ich kann heute und in diesem Essay wohl von einer wirklichen Begegnung mit einem Dichter sprechen, der Geschehenes und Erinnertes als immer noch gegenwärtig in seiner Dichtung gestaltet hat – in einer Sprache, die *durch dieses Geschehen (...) hindurch (ging) und (...) wieder zutage treten (durfte)* „angereichert“ von all dem. Aus der nun nicht länger nur flüchtigen Begegnung konnte ich verstehen lernen: Ich begegne einem *unendlich empfindlich(en) Dichter*, so Hans Mayer, der lange um die Möglichkeit einer dichterischen Existenz, so wie er sie verstanden hat, gekämpft hat. Er zeigt uns gegen Theodor W. Adornos Auffassung, dass und wie es nach Auschwitz doch möglich weiter Gedichte zu schreiben. Sein Gedicht *Engführung* lässt sich als Widerlegung eben dieses Satzes lesen. Es ist, wie die Widmung von *Sprachgitter* für Hans Mayer belegt, keine Zurücknahme der Todesfuge, die in der deutschen Rezeption der 1950er Jahre fataler Weise ganz überwiegend *als ästhetische ‚Bewältigung‘ und ‚Überwindung‘ der Greuel von Auschwitz* verstanden worden ist. Er nimmt vielmehr deren Thema erneut auf – als musikalischer Fachausdruck bedeutet Engführung die imitative Themendurchführung in der Fuge. Er führt die neuerliche Vergegenwärtigung seiner Abgrunderfahrungen weiter zum Nachdenken über den drohenden Atomtod – ein 1958 ganz konkret drohender falscher Alarm ist der Hintergrund. Er verweist dann in expliziter Anknüpfung an den philosophischen

Materialismus Demokrits darauf, dass sein *Gedicht (...) um der Menschen Willen, also gegen alles Leere und Atomisierung geschrieben ist* und führt dann über die Feststellung, dass noch nichts verloren ist, noch einmal zum Anfangsthema dieses Gedichts, also der Shoa zurück. Damit kann er in seiner Lyrik, so ist zu folgern, (ver)dichtend, aber nicht ästhetisierend umgehen – und solches Verdichten zielt bei ihm eben immer wieder auf Vergegenwärtigung im Dialog.

Davon wie schwierig solche Dialoge in den ersten Nachkriegsjahrzehnten auch mit ganz Nahestehenden gewesen sind, zeugt Celans Gedicht *Sprachgitter*, in dem es, in Klammern gesetzt heißt: (*Wär ich wie Du. Wärest Du wie ich. / Standen wir nicht / unter einem Passat? / Wir sind Fremde.* Und aus der Perspektive Bachmanns schreiben Hans Höller und Andrea Wiedemann in ihrem poetologischen Nachwort zu dem Briefwechsel beider *Das Briefgeheimnis der Gedichte* aus Bachmanns Erzählung *Drei Wege zum See*, in die ihre *Liebe zu Paul Celan direkt in eine darin erzählte Beziehung (...) eingespiegelt* werde:

Es sei ihre „große Liebe“ gewesen, „die unfaßlichste, schwierigste, zugleich von Mißverständnissen, Streiten, Aneinandervorbeisprechen, Mißtrauen belastet“. Er habe sie „zum Bewußtsein vieler Dinge“ gebracht, „seiner Herkunft wegen, und er, ein wirklicher Exilierter und Verlorener, sie, eine Abenteurerin, die sich weiß Gott was für ihr Leben von der Welt erhoffte, in eine Exilierte“ verwandelt, „weil er sie, erst nach seinem Tod, langsam mit sich zog in den Untergang“.

Höller und Stoll verweisen dann im Übrigen darauf, dass Bachmann In dem einzigen publizierten Roman aus ihrem *Todesarten*-Roman, in *Malina*, aus der Perspektive des weiblichen erzählenden Ich aus einer Genderperspektive heraus die *Verflechtung der väterlichen Gewalt mit dem Vernichtungsprozess* kenntlich macht. *In einer Serie der Träume mit dem Vater als Verkörperung der Gewalt in einem Krieg, dessen Zentrum das NS-Vernichtungsunternehmen ist, werde hier der Tod des Fremden als Spätfolge des Vernichtungsgeschehens gedeutet.*

Ich habe in diesem Essay – als Sozialwissenschaftler und freier Publizist, der ich allererst und als Gelegenheitsdichter, der ich daneben auch bin - versucht, einen großen Dichter zu verstehen. Zwischen zutiefst unterschiedlichen Erfahrungen trotz noch einiger zeitlicher Nähe, bemerke ich das *Sprachgitter* und verstehe, dass und weshalb dieser Dichter in seinem Bemühen um Dialog auch immer Wert auf eine gewisse Distanz gelegt hat. Ich hoffe, die Begegnung mit ihm ist mir nun halbwegs gelungen. Ich bin beeindruckt von Celans dichterischer Kraft. Und ich scheue vor dem Versuch zurück, mich ihm selber dichtend zu nähern – den ich dann gegen solche Scheu in diesem Band doch unternehme. Ich weiß nur allzu gut, dass und wie der *Neigungswinkel des Daseins* in meinem Fall durch ein Aufbruchserfahrungsglück bestimmt worden ist. Meine Biographie konnte ich in vergleichsweise ausgesprochen glücklichen Zeiten – jedenfalls hier in der Mitte Europas – leben. Gleichwohl waren und blieben die Verhältnisse fortwährend zutiefst verbesserungsbedürftig. Dass solche Verbesserung kaum und oftmals nicht gelang – ich würde persönlich in Bezug

auf meine bescheidenen arbeitsforscherischen und arbeitspolitischen Bemühungen von immer wieder erfolgreichem Scheitern sprechen wollen – ist inzwischen unübersehbar. Ganz im Gegenteil spricht heute vieles dafür, dass wir uns wieder auf finsterner werdende Zeiten zubewegen. Gleichwohl, oder gerade deshalb berechtigt uns heute nichts, als Wissenschaftler als Intellektuelle, als Schreibende, zu verstummen. Manche von uns mögen, wie Christa Wolf das in ihrem letzten Roman formuliert hat, *hoffnungsmüde* geworden sein. Doch Hoffnungsmüdigkeit bedeutet nicht Resignation; und nichts entbindet uns von einer Pflicht zur Zuversicht.

Freilich handele ich nicht nur als Wissenschaftler und Intellektueller. Auch ich ‚verdichte‘ inzwischen manche meiner Erfahrungen, die ich zu verallgemeinern und zu objektivieren bemüht bin. Angelangt in einem Alter, in dem die Reflexion auf das, was man versucht hat zu tun und womit man erfolgreich gescheitert sein mag, allmählich mehr Raum einnimmt, neige ich verstärkt zu solchen literarischen ‚Verdichtungen‘. Ich experimentiere dabei mit unterschiedlichen Formen. Allerdings nötigen mich meine Erfahrungen nicht dazu, den Reim als allzu schmerzlich zu meiden. Ich handhabe das abhängig vom jeweiligen Gegenstand. Wenn ich in augenscheinlich wieder finsterner werdenden Zeiten, in denen aber Zusammenhandeln dagegen gefordert und noch möglich ist, lyrisch verdichtende Zeilen zu schreiben suche, fühle ich mich, anders als Celan frei darin, auch andere ästhetische Formen zu wählen – jedenfalls dort, wo ich in eher bündiger Form auf Texte aus bin, die zum eingreifenden Handeln auffordern sollen. Trotz allen Elends der Welt geht es mir um die Herausforderung, sie uns in ihren vielgestaltigen, immer noch offen vor uns liegenden Möglichkeiten zu erschließen und zu gestalten. Bei unserem weiteren Unterwegssein in ihr, gar bei neuen Aufbrüchen in sie hinein, die auch politisch sein müssen, sind die literarischen Formen, die man da nutzen kann, vielfältig.

Verwendete Literatur

- Arendt, H. (1993): Was ist Politik? Fragmente aus dem Nachlass, Hgg. Von U. Ludz, München- Zürich
- (2003): Denktagebuch (Hgg. Von U. Ludz u. I. Nordmann), 2 Bände, München-Zürich (dt. Erstauflage 2002)
- Badiou, B.; Höller, H.; Stoll, A. Wiedermann, B. (Hg.) (2008): Ingeborg Bachmann Paul Celan Herzeit Briefwechsel, Frankfurt am Main
- Camus, A. (1954): Hochzeit des Lichts. Impressionen am Rande der Wüste, Zürich
- (1957): Prometheus in der Hölle, in: Heimkehr nach Tipasa. Mittelmeer –Essays. Aus dem Französischen von Monique Lang, Zürich, S. 45-52
- (2011): Der Mythos des Sisyphos, Reinbeck bei Hamburg (13. Auflage in Neuübersetzung)
- Celan, P. (2003): Die Gedichte. Kommentierte Gesamtausgabe in einem Band. Herausgegeben und kommentiert von Barbara Wiedemann, Frankfurt am Main
- Emmerich, W. (2014): Paul Celan, Reinbek bei Hamburg (Erstauflage 1999)
- Gadamer, H. G. (1972) : Wahrheit und Methode. Grundzüge einer philosophischen Hermeneutik, Tübingen (3. Auflage)
- Gabriel, M. (2018): Warum es die Welt nicht gibt, Berlin (Erstauflage 2013)
- Martens, H. (2019): Wo die ganze Gestalt der Dinge sich ändert. Annäherungen an Friedrich Hölderlin in Lyrik und Prosa, Dortmund

- (2019): Hölderlin zu entsprechen. Zur 250. Wiederkehr seines Geburtsjahres und gut 50 Jahre nach der Entdeckung des anderen Hölderlin, www.drhelmutmartens.de
 - (2020): Der schwierige Weg zur Demokratie als Lebensform – Hannah Arendt und Albert Camus als Kritiker des Marxismus, in: ders. (2020): Arbeit und Demokratie. Die Demokratisierung von Arbeit und Wirtschaft nicht nur praktisch-politisch sondern auch philosophisch fundiert neu denken (im Erscheinen)
- Mayer, H. (1968): Engführung, in: Ders.: Deutsche Literatur seit Thomas Mann, Reinbek bei Hamburg, S. 117-122
- (1971): Erinnerungen an Paul Celan, in: ders. (1971): Der Repräsentant und der Märtyrer. Konstellationen der Literatur, Frankfurt am Main, S.169-188
 - (1989): Exkurs: Hölderlin in dürftiger Zeit, in: ders. (1989): Das unglückliche Bewusstsein Zur deutschen Literaturgeschichte von Lessing bis Heine, Frankfurt am Main, S.338-355
- Theweleit, K. (1977): Männerphantasien, Bd.I: Frauen, Fluten, Körper, Geschichte, Bd. II: Zur Psychoanalyse des weißen Terrors, Frankfurt am Main